

Araber warnt vor ihnen: „Frische den Scheden wie die West, dem er ist ein Bruder der Staub.“ Schimmel und Napfen sind bei ihnen viel besser angebrichtet, besonders was die Lauffähigkeit betrifft, am höchsten schätzen sie in dieser Beziehung die Fische.

Die leiblichen und geistigen Vorzüge des Pferdes verleihen ihm eine Brauchbarkeit und Verwendbarkeit, die sonst kein Thier besitzt. Es hilft im Fluge dem Menschen das Feld bestellen, es befördert den legeren Erntetransport in Schenke und Vorrathshäuser. Alle Arten landwirthschaftliche Maschinen setzt es in Bewegung, und es ist vielfach, wenn die Leistungsfähigkeit der Dampfmaschinen nach Pferdekraften berechnet wird.

Den schweren Lastwagen zieht es auf Landstraße dahin, am Ufer des Stromes schreitet es auf schmalen Eisenschuhen, um die reichbeladenen Schiffestromen zu schaffen. Vor dem schweren Omnibus und vor dem leichten Reiterwagen tragt es über Thal und Hügel. Es ward also ein zuverlässiger Gehilfe des Menschen in Handel und Verkehr. In den Alpen überquert es mit Sicherheit die schwindelerregenden Saumpfade, es bringt den Bewohnern der umliegenden Alpenhöfen, wo kein Wagen fahren kann, alles, was sie zur Lebenserhaltung und Nothdurft brauchen. In den großen Städten feilt es rasch vor den eleganten Equipagen durch die Straßen: prächtig glänzend in seinem Silbergeschirr schaut es laun auf seinen Reiter, der mager und schwandend den Sandstrassen mühlos fortschleppt oder auf den Droschkengang, der einst bessere Tage kannte.

Zur vollen Entfaltung bringt es keine Vorzüge aber als Reittier, hier ist es weniger knecht als vor dem Wagen, als Reittier tritt es in ein näheres Verhältnis zum Menschen, unter der kundigen Hand des Reiters treten die gerühmten Eigenschaften wie Klugheit, Fassungsgabe, Gehelligkeit u. s. w. zu Tage. Gerade das Reittier besitzt Energie, Stolz, Eitelkeit, Mut, Treue.

**Landwirthschaftliches.**

**Ueber einige neuerdings zu Brennereizwecken verwendete Rohmaterialien.**

Mitgetheilt von Dr. G. Baumert.

In der Wiener landwirthschaftlichen Zeitung vom Jahre 1879 theilt Prof. W. Ullrich einige Versuche mit, die er behufs Verwendung von Kornraden (Agrostemma Githago L.) zur Spiritusfabrikation angestellt hat.

Von 2 Proben, unter denen die eine mit 30 Proc. Samen von verschiedenen Vicia-, Contaura- und Grasarten vermischt war, giebt II. folgende Zusammensetzung an:

Die frische Substanz enthielt:

| I.                           |             | II.                     |  |
|------------------------------|-------------|-------------------------|--|
| 13,18 Proc.                  | 16,90 Proc. | Wasser                  |  |
| Die Trodensubstanz enthielt: |             |                         |  |
| 18,90 Proc.                  | 18,77 Proc. | Proteinstoffe           |  |
| 6,28 "                       | 5,17 "      | Mohlfett                |  |
| 53,64 "                      | —           | Stickstoff freie Stoffe |  |
| 7,29 "                       | —           | Mohlfaser               |  |
| 11,75 "                      | —           | Mohlsäure               |  |
| 2,14 "                       | —           | Sand                    |  |

Eine specielle Bestimmung der für Brennereizwecke in Betracht kommenden Bestandtheile (Stärke) ist nicht angegeben. Beim Vermischen mit Waiz wurde nur 49 Proc. Extractausbeute erhalten.

2 kleine vergleichende Gährungsversuche ergaben: I. 100 gr. Darmsalz = 20 Proc. Alcohol II. 100 gr. Kornraden = 6,9 Proc. Alcohol

Mit größeren Mengen ansäuerter Versuche ergeben ein nicht geringeres Resultat, denn 117,6 Kg. feines Hadeschrot und 39,2 Kg. Darmsalzschrot lieferten nur 2169,4 Literprocente Alcohol, während aus einer unter gleichen Bedingungen bereiteten Darmsalzmische 4426 Literprocente Alcohol gewonnen wurden.

Demnach kommen auf 100 Kg. Raben = 903,8 Literprocente 100 Kg. Darmsalz = 2822,6 "

Für die Redaction verantwortlich: Otto Fendel in Halle a. d. S.

Bei einer mit diesen Versuchen in Vergleich gestellten Maismische wurden erhalten aus:

100 Kg. Maiz = 2638,2 Literprocente. Demnach scheint der Kornraden für die Spiritusfabrikation kein geeignetes Rohmaterial zu sein.

Gleichzeitig ist hier bemerkt, daß II. auch bei Verfütterung von Kornradenmehl an Thiere kein günstiges Resultat erzielte, obwohl nach der oben angegebenen Analyse die Kornraden wertvolle Nährstoffe in bedeutender Menge enthalten. Es scheinen die Kornraden ähnlich wie die Lupinen einen Stoff zu enthalten, der nachtheilig auf die Gesundheit der Thiere wirkt. Daß übrigens Kornraden nicht nur in thierischen Culturmitteln, sondern auch in den zur Herstellung menschlicher Nahrungsmittel verwendeten Mehlsorten häufig vorkommt, darauf hat schon vor einigen Jahren A. Petermann aufmerksam gemacht. Nicht allein, daß eine Beimischung von Kornraden zum Mehl dieses entwerthet, ein solcher Zusatz wirkt auch direct schädlich auf die Gesundheit. So war 1877—78 das Auftreten von Kornraden im Mehl in Belgien ein ungemein häufiges.

Wenn wir nachstehende Analyse von Eichel und Erdbrinnen betrachten, so ergibt sich, daß sich dieselben sehr wohl als Brennereimaterialien verwenden lassen dürften.

| Analyse von Eichel: |             | von Erdbrinnen:  |            |
|---------------------|-------------|------------------|------------|
| Stärke              | 20,28 Proc. | Zuder            | 14,8 Proc. |
| Kleber              | 18,00 "     | Zinnlin          |            |
|                     |             | (eine Stärkeart) | 3,0 "      |
| Gerbäure            | 2,86 "      | Gummi            | 1,82 "     |
| Faser               | 7,15 "      | Mummin           |            |
|                     |             | (Pflanzeneiweiß) | 0,99 "     |
| Extractstoffe       | 151,71 "    | Salze            | 1,72 "     |
| Wasser              |             | Faser            | 1,22 "     |
|                     |             | Wasser           | 77,05 "    |

Der hohe Stärkegehalt läßt die Eichel zur Alcoholgewinnung durchaus geeignet erscheinen. Nach Dr. S. Will (Allgemeine Zeitung für deutsche Land- und Forstwirthe 1881) soll man bei Verarbeitung der Eichel auf Braumwein folgendermaßen verfahren: Die von den äußeren Schalen befreiten Eichel werden fein geschrotet, wie Weizen und Roggen eingemaischt und durch Hefe in Gährung versetzt.

Dieselbe hat einen regelmäßigen und schnellen Verlauf und liefert unter Anwendung des Hochdruckverfahrens und der Schnellgärung ca. 20 Literproc. Braumwein pro M.-Centner Rohmaterial.

Die Erdbrinne (helianthus tuberosus) wird in Belgien und Ungarn schon seit längerer Zeit zu Spiritusfabrikation verwendet, wozu sie durch ihren Zuder (14,8 Proc.) und Stärkegehalt (Zinnlin 3,0 Proc.) befähigt erscheint. Man verfährt an zweckmäßigsten so, daß man nicht die ganze zerleinete Masse, sondern nur den durch Auspressen gewonnenen Saft (90—95 Proc.) durch Hefe in Gährung bringt.

Ueber die Ausbeuten ist leider nichts mitgetheilt.

**Mannichsalziges.**

**Ein neuer Kaffeefilter.**

Wir werden erlucht, auf die Erfindung eines neuen Artikels aufmerksam zu machen. Es ist ein Kaffeefilter, der den Leber noch überall eingeführten Kaffeebad hoffentlich recht bald vertreten wird. Schon von vielen Seiten ist versucht worden, den aus alten Zeiten stammenden Kaffeebad durch etwas Anderes zu ersetzen, man hat allerhand Apparate konstruirt, welche aber immer wieder befehtigt werden mußten, da sie den an sie gestellten Anforderungen nicht genigten. Allen Uebelständen wird durch dieses einfach contruirten und patentirten Kaffeefilter abgeholfen. Der Apparat ermöglicht den Durchgang des Kaffees ohne jedwede Stodung und der damit hergestellte Kaffee ist absolut klar und ohne den geringsten Beigeschmack. Als ein weiterer Vortheil ist besonders hervorzuheben, daß bei der leichten, schnellen, aber gründlichen Reinigung des Filters ein Begeiren nicht nöthig ist. Die Firma Weidanz & Schneider in Dresden (bekannt durch die überall so schnell beliebt gewordenen Kump's Schnellbräter) hat die allseitige Fabrikation dieser Kaffeefilter übernommen und wird überall Niederlagen der verschiedenen Größen zu Fabricpressen errichten.

Druck und Verlag von Otto Fendel in Halle a. d. S.

**Blätter für Belehrung und Unterhaltung.**

**Ein Beiblatt zur Saale-Zeitung.**

(Der Bote für das Saalthal.)

No. 41.

Halle a. d. S. 13. November.

1881.

Inhalt: In Memoriam. Michael Alberti. — Das Pferd. IV. — Landwirthschaftliches. Ueber einige neuerdings zu Brennereizwecken verwendete Rohmaterialien. Mitgetheilt von Dr. G. Baumert. — Mannichsalziges.

**In Memoriam.**

OCLXVII. 13. Novbr.

**Michael Alberti.**

Consistorialrath und Professor der Medicin in Halle, geb. am 13. Nov. 1682, gest. am 7. Nov. 1741.

Michael Alberti, ist am 13. Nov. 1682 zu Nürnberg geboren, wo sein Vater erster Prediger an St. Lorenz war. Von Jugend an für die Theologie bestimmt, besuchte er nach beendetem Gymnasialstudium in Nürnberg die Universität Altdorf, die damals in hohem Ansehen stand. Obgleich er hier den theologischen Studien mit großem Fleiß oblag, und von Professor Johann Michael Lange zu seinen besten Schülern gezählt wurde, beschäftigte er sich doch auch schon hier vielfach mit medicinischen Studien. Besonders aber war es Jena, wo er sich mit Eifer der Medicin ergab. Er lernte hier Wezel, Krause und Slenogt kennen, die damals Celebritäten auf diesem Gebiete waren. Von Jena ging er nach Halle, wo er zu Franke in nahe Beziehung trat. Dieser freute sich des jungen Theologen, der seine theologische Wissenschaft nicht bei Seite ließ, obgleich er sich mit vielem Fleiß den medicinischen Wissenschaften widmete. Franke machte ihn mit dem großen Mediciner Staff bekannt, der zuerst gegen den gedankenlosen Sclendrian in der Medicin auftrat und eine scharf durchdrachte Anschauungsweise der organischen Lebenserscheinungen geschaffen hatte. Staff nahm sich seiner treulich an und würdigte ihn eines vertrauten Umgangs. 1704 promovirte Alberti zum Doctor der Medicin und fing auf Anrathen Staff's an, Collegien zu lesen. Allein sein Vater rieth ihn nach Hause, um im heranwachsenden Alter an ihm eine Stiege zu haben. Als treuer Sohn folgte er diesem Rufe, aber auch mehrere Studenten aus Halle, die mit großer Verehrung dem jungen Lehrer ergeben waren, zogen mit ihm nach Nürnberg. Alberti gab ihnen weitere Unterweisung, dabei übte er sich aber auch in der Praxis. Man beachtete ihn, ihm zum Rhythier in Nürnberg zu machen, aber die r Plan zerfiel sich nach seines Vaters Tode und Alberti kehrte nach Halle zurück. Er las medicinische und philosophische Collegia. 1710 wurde er außerordentlicher Professor, 1713 Mitglied der kaiserlichen Akademie der Naturforscher unter dem Namen „Andronicus“ und 1716 durch Staff's Empfehlung ordentlicher Professor, wobei ihm auch das Amt eines Lehrers der Physik und die Aufsicht über die Freireiche übertragen wurde. Als Freireichinspector sorgte er namentlich auch für das leibliche Wohlergehen seiner Studenten. Wehe dem Freireichswirth, der schlechtes Fleisch und wässriges Gemüthe den Studenten vorsetzte, ihm aber bei etwaiger Requisition Sand in die Augen streuen wollte! Alberti war in solchen Fällen ein unerbittlicher strenger Richter.

1719 wurde Alberti Consistorialrath im Consistorium des Herzogthums Magdeburg und er verwaltete auch dieses geistliche Amt mit großer Treue. Zweimal war er Rector der Universität. Am 7. November 1741 ist er heimgegangen, tief betrauert von seinen „Kindern“, den Studenten.

Seiner Schriften sind viele, sowohl medicinischen, als theologischen und philosophischen Inhalts. Wir erwähnen nur einige: „Ueber den Schutz der Gesundheit bei den Studenten,“ worin er sich sehr entschieden gegen alle Wöllerei und Rauerei bei Studenten auspricht; ferner „Ueber die Fehler des Anzugs, als Urtiade der Krankheiten,“ worin er die Modereckheiten namentlich beim weiblichen Geschlechte gerügt. Bemerkenswerth ist ferner sein Buch „Philosophische Gedanken von dem Unterschiede der Kräfte der Seelen nach dem Unterschiede der Menschen,“ und die Schrift

„Lebung in der theologischen Medicin.“ Im Ganzen hat er 350 theils größere, theils kleinere Schriften hinterlassen, auch hat er verschiedene Vorreden zu anderen gelehrten Büchern und viele kürzere Abhandlungen geschrieben. Sein Sohn, Heinrich Christian Alberti, war gleichfalls Professor in Halle, ist aber kinderlos gestorben. Die heute noch in Halle lebenden Alberti's stammen nicht von ihm ab.

**—gr.— Das Pferd.**

IV.

Der Muth und die Tapferkeit der Helden geht natürlich auf die Hufe über, sie wiehern freudig der Schlacht entgegen, ungeduldig stampfen sie den Boden und warten kampfbereit des Zeichens. Dann aber rufen sie nur so dahin, sie selber kämpfen mit; mothsätzlich erheben sie sich auf die Hinterbeine und lassen mit furchtbarem Schlage den Vorderfuß auf die Feinde herab niederfallen; sie kämpfen niedergeborene Gegner unter ihre Hufe, sie beißen nach den nachstehenden. Ein solch unbändiges Hofs war das des Grafen Sackelberg, der im Sarze auf der Treiberei hauste; es hieß Wunich. Dieser Graf ist identisch mit dem wilden Jäger; wegen seiner freudigen Jagdlust muß er in alle Ewigkeit jagen und muß an der wilden Jagd mitreizen auf seinem schwarzen Gengste, der mit in den Fuch hindergezogen ward, weil er seinen Herrn so willig zu seinen sünderhaften Jagdzügen getragen. Nach seines Herrn grauenvollem Ende durchdrückt es mühselig die Schar der aufständigen Bauern, schmettert mit gewaltigem Hufschlag deren reitigen Anführer nieder und sprengt hinab an die eintame Stelle des Hofs, wo sein Herr begraben lag. Dort steht das treue Thier und wartet stumm bis zur Nacht, dann aber braust das wüthende Heer vom Erden herab, Sackelbergs Grab öffnet sich und geisterhaft-grausig erhebt sich der finstere Todte, er bezieht den fröhlich wiedernden Gengst und nun laufen sie an der Spitze des Geisteszuges durch das Harzegebirge. Gerade dieser letzte Zug an dem Pferde, dieses Gien an des toden Herrn Grab und dies stille Warten an demselben ist wahrhaft rührend. Die Hefenlage weiß von solcher Treue und Anhänglichkeit viel Schönes zu erzählen, so vom herrlichen Hofs Siegfried's (nordlich Sigurd), vom Grani. Eigentlich ist Grani ein Walfrensch und gehörte der Brunhild oder Wundhilde zu eigen. Diese wurde von Wotan zur Strafe in einen tiefen Schlaf versenkt und mit einem Flammensee umgeben. Durch seine Kraft und Kühnheit gewann Siegfried den Grani und dieser trug ihn kühn hindurch durch den Flammensee zur schlafenden Walfre, die, durch einen Huf gewekt, dem Siegfried verlobt ward. Auf allen seinen Zügen und Wagnissen trägt ihn das gewaltige Thier; wie Achills Hofs weiß es seines Herrn Ermordung durch Hagen voraus, aber die Sprache ist ihm versagt, es kann seine Angst, seinen Gram nur durch Zeichen kund geben, die Siegfried nicht verstehen will. Als die Walfre vollbracht ist und Siegfried am Brunnen todt dahingestreckt liegt, kommt Grani in wilden Sprängen heim und tritt traurig stöhnend und getrennt Hauptes vor Siegfried's Gattin hin. „Grani, wo ist er? wo hast Du ihn gelassen?“ ruft sie ihm in wilden Schmerz zu, und dieser, immer tiefer zur Erde sent das treue Hofs den Kopf. Als er den Leichnam seines Herrn auf dem Scheiterhaufen erblickt, wiehert er hell auf, und von Brunhild's Hand gelenkt, springt er mit gewaltigem Sarze in die Flammen, um bei dem geliebten Herrn zu sterben. Wenn einem Helden ein solches Hofs beisehen ist, läßt er es auch werth, er geht mit ihm um wie mit einem Freunde, er klagt ihm seine Noth, er bittet um seinen Beistand, er vertraut ihm seine Geheimnisse, er theilt alles, selbst den letzten Wiffen mit ihm; ja, er darbt lieber selbst, ehe er sein Pferd Mangel leiden läßt. Stirbt sein Hofs vor ihm, so weint er um dasselbe und freudigt und küßt

es, wie man einem Sterbenden thut, den man lieb hat; den gesalbenen Thieren sind von ihren dankbaren Herren oft großartige Denkmäler gesetzt worden, so baute Alexander der Große seinem Viehhirten Bucephalus zu Ehren die Stadt Bucephalia. Kommt der Held früher zum Sterben, dann nimmt er von seinem Schilde schmerzlichen Abschied, und auch das Thier füllt das Schmerz- und Schmerzlichste des Augenblicks und giebt Zeichen der Trauer. Ein rührendes Beispiel eines solchen Abschieds liefert Bucephalus, das Pferd des hochberühmten Cäsar, des größten römischen Nationalhelden, den unser deutscher Dichter Herder besungen hat. Der Cäsar liegt im Sterben, seine Familie, seine Freunde und Untergebenen umfließen ihn weinend:

Kaum noch kann man ihn verstehen,  
Daß er seinen Freund Bucephalus,  
Ihn noch einmal sehen will.  
Bucephalus kommt, der treue  
Rittgefahr! des wahren Helden  
In so mancher, mancher Schlacht.  
Als er die ihm wohlbesamten  
Guten alten Fährten liebet,  
Die laut in den Lüften wehen,  
Nimm dich an! dich sterbelager  
Unter ihnen keinen Freund!  
Nächst er seinen Lauf des Ruhmes  
Nicht geendet, steht mit großen  
Augen stumm da, wie ein Lamm;  
Sein Herr kam zu ihm nicht sprechen,  
Er auch nicht zu seinem Herrn.  
Traurig sieht ihn an Bucephalus,  
Cäsar ihn an noch letztemal.

Sterbende Helden übertragen dem treuen Pferde die letzten Wünsche und Grüße an die fernem Lieben, und das verständige Thier befreit alles getreulich. In ergreifender Weise wird die Treue des Pferdes verherrlicht in folgendem Gedichte von Schmidt-Wildfeld:

**Devros und sein Pferd.**

Am Bardar, am Bardar, der grüne Held  
Lag Devros im Sterben, der älteste Held.  
Es hatt' ihn der Tük, im Bude versteckt,  
Mit menschlicher Raugel hingetredt;  
Nun lag er still im Grabe.

Sein Nappe, sein Nappe, das treue Pferd,  
Ihn war der Geheiter, er ihm so werth,  
Er stand und wußte nicht, wo's geschah,  
Daß so den Helden er liegen sah,  
Er wagt's ihm anzureden:

„Steh' auf, mein Gebieter, und hör' mein Wort!  
Der Tük ist im Felde, wir müßen fort!  
Hern sind die Genossen, wir sind allein,  
Und willst Du nicht hier gefangen sein,  
So eile flugs von hinnen!“

„Wohl mücht' ich von hinnen — ich kann es nicht! —  
Nicht länger schau ich der Sonne Licht. —  
Die Raugel, sie drang durch Wart und Wein,  
Sie drang ins innerste Leben ein —  
Nun geht's mit mir zu Ende!“

„Drum höre, Du Treuer in Freund und Noth,  
Nerk' auf und höre mein letztes Gebot!  
Scharr' mit dem Fuß in den tiefen Sand  
Und grab' ein Grab mir am Uferstrand  
Mit Deinen starken Hüfen!“

Und hat mein Auge geschlossen sich,  
So greif mit dem Joßn an Gürtel mich,  
Dann halte mich schwebend in der Luft  
Und senke mich in die tieble Gruft  
Und deck' mich zu mit Erde.

Und hast Du getreulich das Grab bestellt,  
So eile zurück zu meinem Zelt!  
Bring' meinem Bruder, Du edles Noß,  
Bring' ihn den Säbel und dieses Gefohß,  
Auf daß er mein gebeute.

Bring' meinem Mädchen das bunte Tuch,  
Das ich zu Ehren der Liebsten trug,  
Und nimmt sie's wieder, gebenet sie mein,  
Und ließen ihre Thränen drein,  
So sind ich Kauf' im Grabe.

Fahr wohl, mein Nappe, das Auge bricht!  
Nach schnell und laß' mich den Tükern nicht!  
So letzte der Held, ihn umringt der Tod,  
Der Nappe beug' ihn nach seinem Gebot  
Am Ufer tief im Sande.

Und als begraben der ehle Held,  
Da eile der Nappe zu Devros' Zelt;  
Er brachte die Waffen und das Gefohß,  
Das Tüchlein brachte das treue Noß  
Zu seiner Wiegentreu;

Zu ihren Füßen legt er es hin:  
Sie küßte die weinenden Augen drin.  
Sie jammete laut vor bitterm Schmerz,  
Da brach dem Nappen das treue Herz,  
Es brach und schlug nicht wieder. — —

Oft wird das Pferd durch seine Schnelligkeit der Retter seines Herrn, wenn die Verfolger in hellen Haufen hinter ihm sind. Das Pferd weiß dann genau, wie kritisch der Augenblick ist, es kennt die Größe der Gefahr, es ist sich bewußt, daß seines Herrn Heil in ihm beruht, deshalb strengt es alle Kräfte übermäßig an und sätigt nur so dahin. Der Held oder Krieger ist in seine Noth, er schaut auf die Verfolger zurück und sagt es seinem Thiere, wie jene immer näher kommen, er treibt es an zu röcherem Laufe durch Schmeicheletreden und Versprechungen, wie es der gewaltige Sachsenherzog Wiltfried that, als Karl der Große mit seinen Franken ihn hart auf den Fersen war: er rief, als er an einen starken Verbau kam, seinem Pferde Hans zu:

Hansen bring' aber,  
Dann frigit' n' spint haver,  
Springtu' nich' aber,  
Freten mi un di de raven.“

Und Hans sprang über und Wiltfried war gerettet. Wenn Helden durch Lebermacht in Gefangenheit gerathen sind, eilt das Pferd fort, um Hilfe zu holen. So holte der Falke die Namen Dietrich's herbei, daß sie ihm aus der Haft des Niesen Eigenort befreiten. Dieser Falke hatte mit seinem Herrn eine wunderbare Eigenschaft gemeinlich, wenn nämlich beide in Born und Leidenschaft gerieten, ging Feuer von Mund und Nase aus. Bei diesen Heldenwaffen ist es auffällig, daß sie Namen führen, sie werden also als Personen mit Verstand, Gemüth und Willen gedacht; umgekehrt geht aber der Gattungsname, „Noß“, „Hengst“ auf Könige und Helden über, es sei nur an die zwei Könige der Sachsen und Angeln erinnert, die im 5. Jahrhundert ihre Völker nach Britannien hinführten, jene Könige hießen Hengest und Horia. — —

Die schönste und rührendste Sage, die wir über das Pferd besitzen, ist die vom Bardar, dem zauberhaften Rosse der vier Haimonskinder. Es war stark genug, alle vier Haimonskinder zugleich zu tragen, sein Herr und Freund war der jüngste, Reimold. In den Schlachten kämpfte Bardar mit, er schlug und biß, und trug seinen Herrn durch die dichtesten Haufen; mehr als einmal rettete er seinem Herrn das Leben. Als Reimold endlich der Lebermacht König Karls erlag, wollte dieser ihm nur unter der Bedingung verzeihen, daß er den Bardar ausliefer. Enttäuscht weist der Held diese Zumuthung zurück, — als aber der König drohte, seine Gattin und Kinder tödten zu lassen, giebt er schweren Herzens nach. Er nimmt einen thranenreichen Abschied von dem treuen Thiere, das von Stund an nicht mehr frigt und witzend um sich schlägt und beißt. Das herrliche Noß ist erkauf't werden; mit Gewichten beschwert wird es in den Strom gestoben, aber da es im Sinken seinen Herrn am Ufer sieht, schleudert es die Gewichte von sich und arbeitet sich zu jenem drück. Noch einmal wiederholt sich der traurige Vorgang — alle stehen zum König um Schonung, — er bleibt hart und gebietet die Entfernung Reimolds. Noch einen langen traurigen Blick wirft dieser auf sein treues Noß, dann schiebt er mit abgewandtem Antlitze davon. Als aber Bardar seinen Herrn nicht mehr sieht, wiehert er noch einmal traurig und verirrt in den Wogen.

Auch Bardar ist aufgenommen unter die witzigen Thiere, vom gläubigen Landvolke in den Ardennen wird er noch heute in den Feinschlammgärten gesehen und gehört. — —  
Feindesarmen an solche Nebenroße knüpfen sich auch in manchen Gegenden an Qualen und Berge; es gründer sich das in die übernatürliche Begabung der Pferde, vermöge deren sie Geheimnißvolles und Verborgenes wissen und sehen. Die Sage berichtet

nämlich, daß Pferde in Noth und Mangel durch einen Hufschlag Wasserzellen bloß gelegt haben, wodurch dann ein ganzes Heer, das dem Verharmachung nahe war, gerettet wurde.

Karl der Große war einst mit seinem Heere in den Oberrhein gezogen; alle waren vom Marße ermattet, aber kein Tropfen Wasser war da, die Verharmachung zu laden. Am Oberrhein in der Nähe von Gubensberg im Hessischen machten sie gänzlich erschöpft Halt, des Königs schneeweißer Hengst aber schlug mit seinem Hufe einen Stein vom Felsen los und siehe da, aus dem Spalte irradelte eine starke, frische Quelle hervor, an der Alle sich erquickten. Diese Quelle springt noch heute, sie heißt Gislaborn und ist in der ganzen Umgegend durch ihr heilpendendes Wasser berühmt; die Weiber der umliegenden Ortschaften waschen und bleichen ihr Leinen nur mit ihrem Wasser. In der Gubensberger Kirchhofmauer ist noch heute der Stein mit der Hufspur zu sehen.

Auch die Blosslegung edler Metalle wird vielfach Pferden zugeschrieben, so ist ja bekannt, daß der silberreichste Berg des Harzes nach einem Förster Rammel genannt worden ist, dessen Pferd mit seinen Hüfen Moos und Erde fortgescharrt hatte, so daß das Silber zu Tage lag. — —

Nachdem wir das Pferd in seinem Verhältnisse zu den Göttern und Helden kennen gelernt haben, wollen wir zum Schluß das edle Thier für sich allein betrachten nach seiner äußeren Beschaffenheit, seiner inneren Verfassung und der dadurch ihm geworbenen kulturhistorischen Aufgabe.

Das erste der 6 kaulbachschen Freskogemälde im Neuen Museum zu Berlin stellt die Zerstückung des Babelturms und die Flucht der drei großen Völkerverfamilien dar. Den Mittelpunkt der stehenden Treppe bildet ein prachtvoll gemaltes Pferd, ein mächtiger Schimmelhengst, gesäumt, aber ungelattelt. Mächtig und kraftvoll greift das Thier aus, auf seinem Rücken trägt es einen Mann mit einem Büfelfelsschilde und Speeren. Er und seine Begleiter sind kräftig und schön gebaut, ihren Zügen ist der Stempel geistiger Hoherlegenheit angedrückt.

In dieser Gruppe hat Kaulbach den Gedanken veranschaulicht, daß die Völker, d. h. im Alterthum die Griechen und Römer, in weiterer, heutziger Zeit die Germanen, die Träger der Kultur, die Schöpfer und Träger der Kunst und Wissenschaft, die Eroberer und Verwalter der Welterschaffen sein werden. Einen großen Antheil an dieser Eroberung giebt der Mäler dem Pferde, und diesen Antheil hat es in der That. Die Gestalt des Tieres auf dem Bilde fordert zu einer näheren Betrachtung desselben überhaupt auf. Kraft, Gemuth und Anmuth in seiner ganzen Bauart, der schlank, gerundete Leib wird getragen von schwelldenen, kraftvollen Gelenken; auf breiter Brust erhebt sich der freigeichwungene Hals, den ein stolzer Kopf tragt. Das Auge ist im Verhältnisse zum Kopfe nur klein, aber welches Leben spielt darin! aus ihm leuchtet Muth und Feuer, voll klugen Verständnisses schaut es uns an, ja es ist wie das Menschenauge besichtig, ein Spiegel der wechselnden Empfindungen zu sein: Ungebuld, Born, Angst, Furcht, daß, Zuneigung spiegelt sich darin wieder. Im Dunkeln leuchtet das Auge phosphoresirend, seine Schkraft ist außerordentlich, ein arabisches Sprichwort sagt, daß ein Pferd im Dunkeln ein weißes Haar in der Milch erkenne. Dem Gesicht entsprechend ist das Gehörvermögen und der Geruchssinn; es vermag das leiseste Geräusch, dann lauscht es mit seinem spitzen, beweglichen Ohre gespannt und giebt Zeichen, wenn Gefahr naht. Zu dem allen tritt als herrliche Fülle die flatternde Mähne, der volle gehobene Schweif — es kommt ihm an äußerer Schönheit kein Thier gleich. Und nun seine Bewegungen, sein Gang! Wenn es ruhig schreitet, wie elastisch, wie schwebend sein Schritt, wie stierlich, wie leicht hebt es die Hüfe, still wölbt es seinen Nacken, förmlich köfelt längelt es dahin — dann aber wirft es den Kopf hoch, alle Sehnen spannen sich; mit lautem Wiehern beginnt es seinen rasenden Lauf, es scheint zu fliegen — Welch ein Bild der Kraft und Schnelligkeit!

Diese äußere Schönheit und Anmuth sind es aber nicht allein, welche das Pferd über andere Thiere hinaus heben, es ist allen weit überlegen durch seine geistigen Anlagen und Fähigkeiten. Eine schöne Schilderung des Pferdes nach dieser Richtung hin enthält auch die Bibel im Bude Hiob, wo es heißt: (Hiob, 21—25)

„Es kampfet den Boden und ist freudig mit Kraft, und siehet aus, den Geharnischten entgegen. Es spottet der Furcht und erschrickt nicht, und stiehet vor dem Feinde nicht, wemgleich wider dasselbe klinget der Röhler und glänzen beide, Stroh und Lanze.

Es ättert und tobet und scharret in die Erde, und achtet nicht der Trompete Haß. Wenn die Trompete fast klingt, springt es: Hui! und riefet den Streit von ferne, das Schreyen der Furchten und Zaudern.“

In diesen Worten wird besonders der kriegerische Muth des Pferdes gepriesen, und entschieden ist er eine der vorzüglichsten Eigenschaften desselben, um deren Willen es den Menschen besonders lieb und schätzbar ist.

Das Pferd ist intelligent und begreift ungemein leicht, es versteht die Befehle seines Herrn, ob es im Wagen oder im Sattel geht, es giebt sein Verständniß zu erkennen durch Wiehern, durch Scharren, durch Ohrenschlagen. Seine Fassungsgabe und seine Gelehrigkeit ist wahrhaft staunenswerth, das beweist besonders das Pferd im Circus; es schreiet und tanzt nach dem wechselnden Takte der Musik, es springt durch Reifen, es vertritt Gegenstände, sucht Verstecktes, es führt mit den Clowns förmliche Scenen auf, es beantwortet Fragen durch Nicken oder Stampfen, es senkt traurig den Kopf, stellt sich tot u. s. w. Bei dieser scharfen Fassungsgabe besitzt es ein treues Gedächtniß, es vergißt weder empfangene Wohlthaten noch erlittene Mißhandlung. Seinem Wohlthäter ist es dankbar, es erkennt denjenigen wieder, der ihm Leckerbissen gereicht hat; seinen Reiter und Wärter, der ihm pünktlich Futter und Pflege angeheißt, der ihm in Krankheit Erleichterung und Barmherzigkeit verschafft hat, begehrt es geradezu mit schmeichelnder Hingebung; ihm folgt es auf's Wort. Aber an dem süßlofen, barbarischen Reiter, der es grundlos züchtigt, oder gar mißhandelt, nimmt es Rache, oft tagelang später; die Fülle wird nicht selten, wo ein Pferd einen rohen Knecht, der ihm Unrecht gethan, mit Huf und Zähnen fürchterlich ausgerichtet hat. Auch für Ereignisse und Orte hat es Gedächtniß, den Weg, den es einmal gemacht hat, findet es sicher wieder, selbst in der Nacht; wie oft sieht man Pferde ruhig und richtig ihre Straße ziehen, wenn der Fuhrmann auf dem Wagen eingeschlafen ist. Wenn der Reiter auf einmal bei einem Gehirne an der Straße angehalten hat, wird das Pferd beim nächsten Passiren bestimmt zu jenem Hause einmühen und Halt machen.

Der Reiternde im Hochgebiete ist überaus, mit welcher Sicherheit das Samrohr nicht nur den sichersten Halt für seinen Fuß sucht, sondern auch den oft gar nicht sichtbaren Pfad in der klaren Einde der Alpenberge findet.

Auch Unterscheidungsvermögen müssen wir dem Pferde zusprechen, es weiß sehr wohl die Tageszeiten zu unterscheiden, es ist auch lebhaft empfänglich für Einbrüche des Wichts und der Farben, es kann die letzteren ganz genau unterscheiden. Vermöge seines fein organisierten Ohres hat es auch Verständniß für Musik, es besitzt Toninn, wie spürt es das Ohr, wenn die Regimentsmusik ertönt, wie lebt alles an ihm, wenn im Circus Fanfaren geblasen werden.

Das Pferd ist sich dieser Vorzüge bewußt, es ist ehrsüchtig, ja zuweilen wird es fast eitel. Es hat sich von Menschen in dessen Dienst zwingen lassen, aber frechten läßt es sich nicht, es will edel behandelt sein. Neben seines Gleichens zeigt es ein ehrsüchtiges Streben, sich auszuzeichnen, beim Wettrennen bedarf es nicht des Sporns und der Peitsche, es strengt von selbst alle Kräfte an, seine Nebenbuhler zu schlagen, vor Eiferucht beißt es nach ihnen. Für äußeren Ruhm ist es durchaus nicht unempfindlich, darum sind im Circus alle die bunten und goldbrokatenen Deden, Glöckchen, Federbüsche etc. keineswegs überflüssiger Kram, das damit geschmückte Thier ist stolz darauf und macht jene Sache noch einmal so gut.

Auch von Temperamenten spricht man bei Pferden, wenn man auch nicht von melancholischen und sentimentalischen Pferden redet, aber wohl hört man von Bescheidungen wie sanft, fromm, zornig, feurig.

Alle lateinischen Schriftsteller halten es für unumstößliche Wahrheit, daß die Farbe der Pferde von Einfluß sei auf ihr Temperament, und diese Ansicht hat noch heute ihre Vertreter. So gilt vielfach für ausgemacht, daß Schimmel sanft sind, Rappen leicht zum Zorne neigen, also choleric sind, daß der Fuchs feurig und schnellfüßig, der Braune dagegen müthig und ausdauernd ist. Ja, rühmliche Autoren wollen wissen, daß die Farbe auf die Verwendbarkeit der Pferde einwirkt, sie halten die Braunen für besonders geeignet zur Eibenjagd, die Rappen zur Hosenjagd, die Grauschimmel zur Bärenjagd.

Schelden stehen bei den Arabern in keinem guten Ruf, der

